

Liebe Gemeinde,

die Predigt zum Reformationstag, die ich Ihnen heute halte, möchte ich mit einem Dank für die freundliche Einladung hierher beginnen. Es freut mich sehr, dass ich heute in Ihrer Gemeinde das Wort ergreifen darf, und dies noch dazu an einem so wichtigen evangelischen Feiertag wie dem 31. Oktober. Allerdings schicke ich eine Warnung voraus. Ich bin Hochschullehrer und nicht Pfarrer. Und das wirkt sich – leider, aber nicht zu ändern – auf meine Predigten aus. Das heißt: Auch wenn ich auf der Kanzel stehe, so spreche ich immer etwas zu theoretisch. Ich bedauere das, aber ich kann nun einmal nicht aus meiner Haut.

Am 31. Oktober, Sie wissen es alle, erinnern wir uns an den Beginn der Reformation. Diesen Anlass für die Feier eines Gottesdienstes haben wir Evangelischen mit den katholischen Schwestern und Brüdern *nicht* gemeinsam. Es handelt sich sozusagen um ein protestantisches Sondergut. Speziell erinnern wir Protestanten uns heute daran, dass vor genau 506 Jahren ein Mönch namens Martin Luther eine Sammlung von 95 Thesen über die Kraft der sog. Ablassse publiziert hat. Dieses – damals zunächst nicht sonderlich spektakuläre – Ereignis erwies sich im Rückblick als die Initialzündung der Reformation. Damit wurde es zum Ursprung der Herausbildung jenes evangelischen Christentums, in dessen Tradition wir bis heute leben.

Allerdings war und ist die Erinnerung an den 31. Oktober 1517 immer auch verknüpft mit dem Versuch, diesem Ereignis der Vergangenheit eine Bedeutung für die Gegenwart zuzuschreiben. Martin Luther hat *damals* frischen Wind in die *damalige* Kirche gebracht. Die Probleme und Lösungen von *damals* sind aber nicht (mehr) das, was uns *heute* bewegt. Wenn wir also nach der *heutigen* Bedeutung von Luthers Thesenanschlag fragen, dann reicht es nicht, dass wir uns in die Zeit von vor 500 Jahren zurückversetzen. Sondern unsere Frage ist, was wir *gegenwärtig*, also hier und jetzt, von der Reformation lernen können. Können wir in der Initiative von 1517 etwas finden, das für eine Frischzellenkur der Kirche von heute nützlich ist? – Mit meiner Predigt möchte eine Antwort auf diese Frage versuchen.

Zunächst einmal gilt: Jedes Zeitalter hat die Frage nach der Bedeutung der Initialzündung des Jahres 1517 auf eigene Weise beantwortet. Dabei spielte stets eine Rolle, wie man die jeweilige Gegenwart erlebt und gedeutet hat.

Daher ist hier zu fragen: Welche Assoziationen können *heute*, im Herbst 2023, aufkommen, wenn wir an die Frühzeit der reformatorischen Entwicklung denken? – Die Antwort, die ich im Folgenden versuchen möchte, ist unvermeidbar persönlich geprägt; sie hat also sehr viel zu tun damit, wie ich selbst die gegenwärtige Lage beurteile.

An erster Stelle gilt es festzuhalten: Luther war ein Mann des offenen Wortes; er hatte, insbesondere im Felde der Religion, klare Eigenüberzeugungen, und die wollte er auch anderen zumuten. Er ging dabei keineswegs immer diplomatisch vor; Political Correctness war seine Sache nicht. Die Diskussion, der Streit, die harte Kontroverse, all das war für ihn nichts, was man vermeiden sollte. Heftige Debatten waren für ihn *reinigende* Gewitter. Der Streit war dabei aber kein Selbstzweck, sondern ein Mittel zur Wahrheitsfindung. Und eine religiöse *Wahrheitssuche*, also eine grundsätzliche Neuorientierung über die Bedeutung des christlichen Glaubens für den Einzelnen und die Gesellschaft insgesamt hat Luther damals für

unabdingbar gehalten. Sein hierfür berühmtestes Wort lautet übrigens – Sie kennen es vielleicht –: „Man lasse die Geister aufeinanderplatzen. Die Faust aber haltet still!“ Luther wünschte sich also, dass Kontroversen im Geist einer gewissen Fairness ausgetragen werden sollten – also ohne den Willen, den Andersdenkenden zu vernichten.

An zweiter Stelle kann man sagen: Luther war lieber ein Oppositioneller als ein Opportunist. Opposition im 16. Jahrhundert, das heißt bei ihm: Er wendete sich gegen den damaligen Commonsense, er kritisierte speziell jene religiöse Leitideologie, die von der mächtigen Amtskirche getragen und von den politischen Eliten verteidigt wurde. Wie lautete diese Leitideologie? Ganz kurz gesagt, kann man sie so zusammenfassen: Der Amtskirche mit dem Papst an der Spitze kommt so etwas wie Richtlinienkompetenz zu, wenn es um die entscheidenden Fragen der menschlichen Existenz geht. Und diese Fragen waren damals religiöser Natur. Gegen die amtskirchliche Gehorsamsforderung betonte Luther die religiöse Mündigkeit der Christenmenschen.

Schließlich, drittens, war Luther zwar jemand, der die harte Kontroverse auch mit den Mächtigen nicht scheute. Er war nichts weniger als jener Fürstenknecht, zu dem die marxistische Ideologie ihn stilisiert hat. Er war aber auch etwas ganz anderes als ein wutbürgerlicher Verschwörungstheoretiker. Denn seine Bereitschaft zum Austrag von Meinungsverschiedenheiten war stets begleitet von einem Interesse am Austausch von Sachargumenten. Die Kirchenvertreter, mit denen er sich in der Zeit nach 1517 auseinanderzusetzen hatte, teilten dieses Interesse zumeist nicht. Vielmehr verlangten sie von ihm notorisch den Widerruf seiner Irrtümer, jedoch ohne ihm diese Irrtümer argumentativ überzeugend aufzuzeigen. Naturgemäß hat dies zu einer Verhärtung der Fronten geführt. Und im Zuge dieser Verhärtung ist auch Luther selbst immer unduldsamer geworden.

In meinen Bemerkungen zu Luther, Sie haben das zweifellos bemerkt, steckten schon einige Hinweise auf unsere gegenwärtige Situation. Ich mache die Entsprechungen, die mir vor Augen stehen, jetzt ausdrücklich.

Wir befinden uns, so scheint es mir, seit etlichen Jahren in einer gesellschaftlichen Gesamtlage, in der verschiedene Krisen einander ablösen: Euro, Migration, Klima, Corona, Ukraine, Israel und nochmals Migration – seien Sie nicht böse, wenn ich etwas vergessen habe. Der Krisenmodus ist vom Ausnahmefall längst zum Regelfall geworden. Das Krisenmanagement führt kaum zur Entschärfung, im Gegenteil: Die Gesellschaft droht zu zerfallen. Hier handelt es sich zwar, anders als im Reformationsjahrhundert, nicht vordergründig um ein religiöses, wohl aber um ein existentiell relevantes Problem. Daher sollten wir auch darüber nachdenken, wie gegenwärtig der gesellschaftliche Zusammenhalt gewahrt bleiben und unsere demokratische Kultur weiterentwickelt werden kann. Gerade das evangelische Christentum steht hier in der Verantwortung.

Nun leuchtet es sicher *allgemein* ein, dass ein Nachdenken über den Zusammenhalt unserer Gesellschaft auf der Tagesordnung steht, und es gibt dazu ja auch schon etliche Initiativen. Allerdings fehlt es dabei, wenn es *konkret* wird, nach meiner Beobachtung vielfach an der Bereitschaft, die Differenzen auszuhalten, die bei einem solchen Nachdenken unvermeidbar zu Tage treten. Sowohl maßgebliche politische Akteure und zivilgesellschaftliche Kräfte als

auch große Teile des kirchenamtlichen Protestantismus verharren in Political Correctness und Opportunismus. Man muss, denke ich, sogar sagen: Die gesamtgesellschaftlich um sich greifende Ersetzung der *Sachauseinandersetzung* durch eine *persönliche* Diffamierung Andersdenkender, wirkt sich auch im innerkirchlichen Bereich aus.

Für die Lösung dieses Problems, also die Auflockerung der verhärteten Fronten, gibt es sicher kein Patentrezept. Helfen kann uns vielleicht eine gerade am heutigen Reformationstag gebotene Erinnerung an die befreiende Einsicht, von der Luther getragen war. Gefunden hat er sie in der Bibel, konkret: beim Apostel Paulus. Wir sind, so heißt es einmal sinngemäß im Römerbrief, wir sind allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten. Ich erlaube mir, diese Formulierung einmal so zu verstehen: Letztinstanzlich – also: vor Gott – ist unser Recht- oder Unrecht-*Haben*, ja selbst unser Gut- oder Schlecht-*Sein*, nicht entscheidend. Vor *Gott* werden all die Differenzen *relativiert*, die im zwischen*menschlichen* Umgang eine Rolle spielen und dabei gerne und oft zu Frontverhärtungen führen.

Nimmt man ernst, was damit gesagt ist, dann wird schnell deutlich: Luthers an der Heiligen Schrift gewonnene Einsicht, gewöhnlich als „reformatorische Erkenntnis“ bezeichnet, hat etwas Subversives. Sie relativiert nämlich vieles von dem, was wir für selbstverständlich halten. Denn im Allgemeinen gehen wir schon davon aus, dass jemand ein guter Mensch ist, wenn er gesellschaftlich anerkannt wird. Denn gesellschaftlich anerkannt wird jemand ja deshalb, weil er etwas Gutes für die Gesellschaft bewirkt. Und andererseits denken wir zumeist auch, dass jemand nicht viel taugen kann, wenn er gesellschaftlich nichts gilt.

Aber natürlich wissen wir immer auch: Wenn Menschen ihr Leben nicht im Griff haben und deshalb nichts Gescheites auf die Reihe kriegen, dann hat das nicht immer nur mit Versagen zu tun; oft genug spielt auch Pech eine Rolle, und manchmal ist das Ganze einfach schicksalhaft. Und deshalb unterscheiden wir schon zwischen einem Menschen als Mensch einerseits und der Summe seine Wohltaten und Untaten bzw. seinem gesellschaftlichen Ansehen andererseits. – Es war nun genau dieser Gedanke, den Luther als den entscheidenden Punkt der christlichen Botschaft herausgestellt hat: Es gilt zu unterscheiden zwischen dem, als was *uns* ein Mensch *erscheint* und dem, was ein Mensch *vor Gott ist*. Damit hat sich Luther schon damals als ein Kritiker jenes Moralisierens geoutet, das heute das gesellschaftliche und zunehmend auch das kirchliche Leben so vergiftet. Moralisieren – darunter verstehe ich folgendes: Ich setze einen anderen Menschen gleich mit dem Bild, das ich von ihm habe, erstens ohne genauer hinzuschauen und zweitens ohne jede Spur von Selbstkritik. Es war übrigens kein Geringerer als Jesus von Nazareth, die Gründungsgestalt unserer Religion, der diese Unart ins Visier genommen hat. Jesus hat, nach dem Zeugnis des Matthäus-Evangeliums, den Repräsentanten der gesellschaftlichen Elite, konkret: den Hohenpriestern und den Ältesten des Volkes, eben diesen Selbstgerechtigkeitszahn gezogen „Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren kommen eher ins Reich Gottes als ihr“. Diejenigen, die als Abschaum der Gesellschaft gelten, sind danach bei Gott mehr wert als diejenigen, die über diesen vermeintlichen Abschaum hochmütig die Nase rümpfen.

Subversiv ist diese Kritik des Moralisierens deshalb, weil sie unsere moralischen Selbstgewissheiten erschüttert. Vielleicht ist alles doch ganz anders, als wir immer schon

gedacht haben. Dies ist genau der Selbstzweifel, den der christliche Glaube sät. Ob das, was uns hier und heute gut und richtig erscheint, wirklich dem Willen Gottes entspricht, das können wir nämlich nur *hoffen*, nie aber sicher *wissen*. Diese Einsicht mag für viele ein *Problem* sein. Das ist verständlich. Aber man kann die Sache auch andersherum betrachten. Dann erscheint die Erschütterung unserer moralischen Selbstgewissheiten geradezu als *Entlastung*. Denn diese Erschütterung kann uns vor moralischer Besserwisserei bewahren. Heute ist moralische Besserwisserei weit verbreitet. Wo es aber keinerlei Bereitschaft zur Selbstkritik mehr gibt, wo also jemand genau zu wissen meint, was gut und richtig ist, dort kann selbst die edelste moralische Absicht in autoritäre Bevormundung umkippen. Und das ist Gift für ein gedeihliches Miteinander.

Wir sind, so hatte ich vorhin Paulus zitiert, allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten. Das heißt auch: *all* unser menschliches Recht-Haben und Recht-Behalten-Wollen ist letztlich von Selbstüberschätzung bestimmt. Wir nehmen uns immer viel zu wichtig, obwohl wir allen Grund zur Selbstrelativierung hätten. Bei Luther war es der Blick auf Christus, der zu dieser Selbstrelativierung befreit hat. Wenn es nun, in Erinnerung an den Reformationstag, uns Evangelischen gelingt, durch unsere je eigene Glaubensgewissheit zu solcher Selbstrelativierung vorzustoßen, dann können wir vielleicht, jede und jeder im Kleinen, zur Auflockerung verhärteter Fronten in unseren Lebenswelten beitragen. Dies wäre, da bin ich sicher, nicht die schlechteste Folge des christlichen Glaubens für das menschliche Zusammenleben.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.